

Wenig Rummel um Viel: Die vergessene Krise in Burundi und die Medien

Von Lena Tiedemann

Freiburg. Während seit einigen Wochen die Nachrichten vorwiegend um das Runde kreisen, das in das Eckige muss, stand für TeilnehmerInnen einer Veranstaltung in der Universität Freiburg am 21. Juni die vergessene Krise im ostafrikanischen Staat Burundi im Fokus. Im Rahmen eines Workshops sowie anschließender Podiumsdiskussion ging es um die Fragen, weshalb die politisch und humanitär angespannte Lage in Burundi hierzulande so wenig Aufmerksamkeit erfährt und welche Folgen das für den Verlauf des Konflikts und vor allem für die rund elf Millionen BurundierInnen hat. Die Heinrich Böll Stiftung Baden-Württemberg initiierte die zweiteilige Veranstaltung gemeinsam mit der Initiative #nichtvergessen, dem Freiburger Arnold-Bergstraesser-Institut und der Freiburger Hochschulgruppe für Außen- und Sicherheitspolitik.

Obwohl Burundi seit nunmehr dreißig Jahren Partnerland von Baden-Württemberg ist, scheint wenig bekannt über den kleinen Staat, der neben seinen Nachbarn Ruanda, Tansania und der Demokratischen Republik Kongo auf der Karte leicht übersehen wird. Care international zufolge ist die derzeitige Situation in Burundi auf Platz drei der zehn Krisen weltweit mit geringster Berichterstattung – nur über die Konflikte in Nordkorea und Eritrea wird noch weniger geschrieben. Dabei gäbe es über Burundi Einiges – und viel Erschreckendes – zu berichten: Im Zuge der Proteste gegen eine weitere Amtszeit von Präsident Pierre Nkurunziza und eines gescheiterten Putschversuchs 2015 mussten knapp 400 000 BurundierInnen in umliegende ost- und zentralafrikanische Länder flüchten, rund 200 000 wurden innerhalb Burundis vertrieben, bei Protesten und im Zuge brutaler Unterdrückung der Opposition starben hunderte, immer noch verschwinden Regimekritiker, ihre Angehörigen werden bedroht oder vergewaltigt. Die Lage wird durch extreme Wetterbedingungen verschärft. Dürren und Überschwemmungen führten zu einer völlig unzureichenden Ernte 2017, 2,6 Millionen BurundierInnen hungern, Kinder sind zunehmend unterernährt, es mangelt an sauberem Trinkwasser. Zudem wurden im selben Jahr mehrere Ausbrüche von Cholera und über sechseinhalb Millionen Fälle von Malaria registriert.

Eine Besserung der humanitären Notlage ist nicht in Sicht, zumal die politische Situation weiterhin instabil bleibt. Zuletzt wurde am 17. Mai in einem umstrittenen Referendum die Amtszeit des Staatpräsidenten Nkurunziza von fünf auf sieben Jahre verlängert. Offiziell befürworteten 79,1% der WählerInnen die Verfassungsänderung, jedoch war die Opposition im Vorfeld massiv eingeschüchtert worden. Auch burundischen JournalistInnen ist es nur noch sehr eingeschränkt möglich, zu berichten, immer mit der Frage konfrontiert, welche Folgen sie für das Veröffentlichte erwarten müssen. „In dieser Situation geht die Tätigkeit als JournalistIn über den bloßen Beruf hinaus und wird zur Berufung“, erklärt Antoine Kaburahe, selbst Journalist aus Burundi, der seit 2015 im belgischen Exil lebt. Einer seiner Kollegen, ein 37-jähriger Vater von zwei Kindern, sei bereits seit 2016 spurlos verschwunden. „Ein allzu kritischer Artikel kann seinen Verfasser in Gefahr bringen“. Audrey Parmentier, Journalistin bei der Deutschen Welle, ergänzt, sie müsse einheimische Journalisten manchmal gar bremsen, wenn diese ein allzu großes Risiko eingingen um einen zu riskanten Artikel anzubieten. Restriktion der heimischen Presse und eine prekäre Sicherheitslage vor Ort sind jedoch nur teilweise für die ominöse Stille hinsichtlich der Krise in Burundi verantwortlich.

Wieso also berichten hiesige Medien kaum darüber? Philipp Lemmerich, Experte für Afrikabilder in deutschen Medien und Projektkoordinator von JournAfrica bedauert: „Weil die Leute sich nicht die Bohne für Afrika interessieren.“ Afrika, nach Asien der zweitgrößte Erdteil mit einer Bevölkerung von 1,2 Milliarden Menschen, würde hierzulande hauptsächlich auf drei Stereotype reduziert. Da ist zum einen das Narrativ um Kriege, Krisen und Kannibalismus, das Afrika ausschließlich mit dunklen, bedrohlichen Bildern assoziiert, ein Dauerbrenner, der schon 1899 von

Joseph Conrad in seiner Novelle „Herz der Finsternis“ aufgegriffen wurde – und der seither in westlichen Köpfen verankert zu sein scheint. Gegensätzlich das Klischee von Afrika als Inbegriff von Mystik und Exotik, das Bilder von am Lagerfeuer trommelnden Stammesangehörigen oder malerischen Landschaften erweckt, auf denen wahlweise Elefanten oder Giraffen ihre Köpfe vor rot brennenden Sonnenuntergangsszenarien recken. Als drittes wird Afrika seit geraumer Zeit als „Africa rising“, als Kontinent auf dem Sprung in die Zukunft stilisiert, mit boomendem Wirtschaftswachstum, rasant steigender Bevölkerungsanzahl und dubiosen ausländischen Investitionen. Ereignisse und Entwicklungen, die über diese vertrauten Sparten hinausgehen, oder nicht herausstechend genug scheinen, finden oft niemanden, der darüber berichtet.

Anders als bei vielen anderen außenpolitischen Themen müssen JournalistInnen in der Afrikaberichterstattung oft weit ausholen, um die komplexen Zusammenhänge zu erklären, die ein aktuelles Ereignis in den Kontext rücken. Das braucht regionale Expertise und Einarbeitungszeit, die gerade freie Reporter selten bieten können. Geringes Vorwissen der Leserschaft und ein gewisses gesellschaftliches Desinteresse am Geschehen südlich der Sahara sind jedoch nicht die einzigen Gründe. Vielmehr ist Afrikaberichterstattung auch aus praktischer und finanzieller Hinsicht wenig attraktiv. Es sei oft schlicht nicht rentabel, ReporterInnen unter hohen Reise- und Visakosten nach Afrika zu schicken, und deutsche KorrespondentInnen sind oft für dutzende afrikanische Länder zugleich zuständig. Davon abhängig, wie relevant eine Krise für die Menschen, Politik oder Wirtschaft hierzulande ist, erscheint ein Konflikt wie der aktuelle in Burundi oft weniger erwähnenswert. Die instabile Sicherheitslage in einigen Gebieten erschwert das Unterfangen zusätzlich.

Diese fehlende mediale Aufmerksamkeit hat direkte Folgen für die Bevölkerung vor Ort, denn zwischen Umfang der Berichterstattung über eine Krise und internationaler Spendenbereitschaft dafür besteht ein direkter Zusammenhang, so Christoph Klitsch-Ott, stellvertretender Leiter von Caritas international. „Für Burundi direkt erhalten wir keinerlei Spenden, unsere Projekte vor Ort finanzieren wir komplett durch generelle Spendenmittel“. Keine Schlagzeilen, keine Aufmerksamkeit, und deshalb auch keine Hilfe. Und Burundi ist nur ein Beispiel von vielen aktuellen humanitären Krisen, unter denen viele leiden, aber von denen zu wenige wissen. Was lesen wir über die Situation in Mali, im Sudan oder in der Zentralafrikanischen Republik? Über die verheerenden Schäden die der Taifun Doksuri in Vietnam oder die Überschwemmungen in Peru letztes Jahr angerichtet haben? Es stimme, so Phillip Lemmerich, dass unser Leben hier nicht zwingend von Katastrophen in anderen Erdteilen beeinflusst würde, und dass deshalb viele eine Krise wie die in Burundi als zu weit weg, zu nichtig ansehen. Einzelne JournalistInnen, die es sich zur Aufgabe machen, Aufmerksamkeit darauf zu lenken, könnten daran nicht viel ändern. Es brauche große Initiativen, um Strukturen der Krisenberichterstattung zu ändern und JournalistInnen zu ermutigen, darüber zu berichten. Letztlich müssten wir uns als Gesellschaft fragen, was wir in einer globalisierten Welt mit Informationen anfangen und wem wir unser Interesse widmen, ob wir außerhalb von Stereotypen über Afrika lesen möchten und im heutigen Datenüberfluss bewusst die Entscheidung treffen, unsere Aufmerksamkeit nicht ausschließlich den neuesten Tweets Donald Trumps oder der Fußball-WM, sondern auch weniger präsenten Themen zu schenken.